

GARTENGEDANKEN

Inhaltsübersicht der Artikel und Kolumnen

First cut is the deepest - über Gehölzschnitt.....	Seite 2 – 3
Grüner Boom und grünes Elend	Seite 4 – 8
Aloha!	Seite 9
Das heilige Grün.....	Seite 10
Die Besorgten	Seite 11
Ich und die Hopis.....	Seite 12
Mein schöner Beruf	Seite 13
Muh Muh Mulchen	Seite 14
Outdoor Living.....	Seite 15
Outdoor Living Teil 2	Seite 16
Win-Win.....	Seite 17
Wir und das Tier.....	Seite 18

FIRST CUT IS THE DEEPEST

„Die schneidet mein Mann.“

Wieso muss dieser Satz für so viele Gehölze das Verderben bedeuten? Ob Rasen oder Holz: Schnitt ist Männersache. Im Garten gilt noch eine sehr archaische Arbeitsteilung. Dabei sind Frauen für das Schöne zuständig. Farben, Formen, Pflänzchen. Männer hingegen für grobes Mithelfen: Krawall, Qualm und Technik. Das können wir. Da sind wir seit der Zeit des Wollnashorns unschlagbar. Das beherrschen wir ganz ohne schlaue Ratschläge und Klugscheissereien von anderen. Das haben wir im Gefühl. Deshalb schneiden wir Felsenbirne, Magnolie und Zaubernuss zu borstigen Besen in dem vergeblichen Bemühen, sie klein zu halten. Wir rasieren einen bereits abgestorbenen Bambus auf Kopfhöhe halbrund. Wir säbeln der Forsythie sicherhaltshalber die Knospen schon vor der Blüte ab. Wir kappen Fichten reihenweise in vier Metern Höhe, so dass das Ergebnis aussieht, wie die Absturzschnese eines Airbus. Aber warum?

Das Merkwürdigste an dieser besonderen Art von Baumfrevel ist die Tatsache, dass Mann hier noch nicht einmal fröhlich vor sich hin randaliert, sondern höchst verbissen und schlecht gelaunt. Ich kenne viele Beispiele von offensichtlich lustlosem Zerstören. „Ich muss schon wieder die blöde Kirsche kleinhalten.“ Dabei muss er meist gar nicht. Wieviel glücklicher und schöner wäre die Welt, wenn er nur dann Gehölze schneiden würde, wenn es wirklich notwendig wäre.

Wenn Sie jedes Jahr an einem Gehölz schneiden müssen, damit es nicht die Terrasse verschattet oder den Weg versperrt, dann nützt Schneiden nichts. Gar nichts. Das ist vergebliche Arbeit. Solch ein Baum oder Strauch gehört dann eben nicht an diese Stelle. Eine Felsenbirne wird 5 Meter hoch und 5 Meter breit. Jährliches Beschimpfen des Baumes und Beschneiden auf einsuffzig ist keine Lösung. So zusammengeschnitten ist es keine Felsenbirne mehr, sondern lediglich die bemitleidenswerte Karrikatur einer Felsenbirne. In diesem Fall greift man nicht zur Schere, sondern zum Spaten und gräbt den Baum aus. Dann ärgert man sich einmal und schwört sich, beim nächstenmal besser vorher was über die Größe von Gehölzen zu lesen.

Und wenn man nun doch mal was schneiden muss? Dann nimmt man zumindest vernünftiges Werkzeug: eine Rosenschere aus der Schweiz. Eine kleine, scharfe Klappsäge und eine große Astsäge. Und einen stabilen Astschneider. Das kauft man einmal richtig im Gartenbedarf und nicht bei Penny an der Grabbel-Kasse. Derart ausgerüstet schneidet man Totholz aus, angebrochene Äste, Zweige die aneinander scheuern oder sich behindern, die parallel übereinander wachsen und sich dadurch Licht nehmen oder die partout in die Krone des Gehölzes hineinwachsen wollen. Solche Schnitte sind eigentlich immer in Ordnung.

Wann man nun genau welches Gehölz wie schneidet, dafür gibt es Fachbücher. In diesen Büchern zeigen kleine Striche die Schnittstellen an den Gehölzen an. Vorher .

Nachher. Vorher, im Buch, ist völlig klar, wo der Schnitt zu verlaufen hat. Nachher, im Garten, sieht der zu schneidende Strauch aber ganz anders aus als im Buch. Das ist ernüchternd. Trotzdem, solche Bücher sind hilfreich.

Schön wäre es natürlich, wenn man als Gartenbesitzer einfach beim Gärtner anrufen und ihn um Hilfe bitten könnte. Dann kommt der Gärtner, schaut sich lange um und sagt dann mit fester, aber sanfter Stimme: „Ich möchte den Habitus ihres Cornus controversa besser zur Geltung bringen. Außerdem leidet er an Manganmangel.“ Ja, in diesem Moment meint der Kunde ein helles, wunderbares Licht zu sehen und fällt vor Verzückung auf die Knie. Stattdessen aber kommt die Firma „Ruckzuck Haus-und Gartenservice“ mit Fachkräften, die früh morgens noch Treppenhäuser geschrubbt haben. Und deren Chef sagt dann mit fester Stimme: „Nee, kein Problem. Wir machen hier erst mal richtig Luft und dann sehen wir mal zu, dass wir das mal wieder schön sauber bekommen.“ Nach so einem Durchgang hat ein Cornus controversa in der Regel andere Probleme als Manganmangel.

Aus diesem Wirkungskreis entstammt das Wort „Hausmeisterschnitt“. Das bedeutet, das alles was nicht weglaufen kann, einem Universalschnitt unterzogen wird. Meist halbrund in Kopfhöhe. Halbrund Rose. Halbrund Weigelie. Halbrund Felsenbirne. Halbrund Bambus. Wenn die Opfer solcher Halbrund-Massaker dann im Garten nebeneinander stehen, weiß man immer, wie groß der Gärtner war, der das geschnitten hat.

Seltsamerweise wird diese professionelle, meist alle zwei Jahre durchgeführte Verstümmelung des Garteninventars von vielen Kunden wohlwollend kommentiert: „Das war mal wieder nötig“, sagt die Kundin nachdem der Garten ruiniert wurde. Ihr Gatte verschränkt die Hände auf dem Rücken, beugt sich zurück, nickt anerkennend und ergänzt fachmännisch „Das hat aber mal wieder richtig Luft gegeben“. Ja, wir hören die Sträucher und Bäume richtig aufatmen. Ahhh ... endlich keine störende Krone mehr, keine lästige Verzweigung oder natürliche Wuchsform. Herrlich, einer sieht aus wie der andere und der Anarchie wurde Einhalt geboten.

Die ultimative Lösung vieler Schnittprobleme habe ich neulich in einem Garten gesehen. Das von einem Gärtner gerade eben eingesetzte Gehölz war tot. Mausestot. Dadurch war es extrem pflegeleicht. Kein doofes Laub. Kein Schatten. Kein lästiges Schneiden. Die Kunden waren endlich glücklich und haben den Baum hübsch geschmückt.

Geschrieben für die Gesellschaft zur Förderung der Gartenkultur

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

GRÜNER BOOM UND GRÜNES ELENDE

„Essen und Garten sind die Sucht des 21. Jahrhunderts“ meint der britische Designgroßmeister Sir Terence Conran. Ich als Gärtner finde diese Bemerkung natürlich großartig und zudem scheint sie auch richtig zu sein – zumindest wenn man die Medien betrachtet: Im Fernsehen treten die Köche als halbes Dutzend vor die Kamera und bekochen sich dort gegenseitig und Fernsehgärtner stellen in 24 Stunden einen kompletten Garten auf den Kopf. Garten- und Kochbücher verkaufen sich blendend, ebenso expandiert der Markt der Fachzeitschriften für Grün und Küche.

Aber die Begeisterung für Essen und Garten ist auch außerhalb der Medien zu beobachten. Gartenmärkte locken Hunderttausende von Gartenbegeisterten und wirklich jede Kleinstadt hat ihren Spezialitätenladen für Olivenöl und Jahrgangsschokolade. Essen und Garten sind chic. Gleichzeitig gibt es mehr Gammelfleisch und mehr Fast-Food, mehr Aldi-Astern und mehr Easy-Gardening-Pflanzpakete für Menschen, die Rasen nicht von Rhododendron unterscheiden können. Das Leiden und Klagen über den Zustand der Esskultur in Deutschland ähnelt fatal dem der grünen Branche über den Verfall der Gartenkultur im Land. Es gibt einen grünen Boom und alle Gärtner und Gestalter jammern. Wie passt das zusammen?

Folgt man Benjamin Franklins berühmtem Satz „And don't forget, that time is money“, dann sind die kleinen Staudengärtnereien eher Anhänger der Kuckucksuhr, als des digitalen Zeitalters. Denn die hier angestrebte Qualität und Vielfalt der Pflanzen ist letztlich immer eine Frage der eingesetzten Zeit. Nimmt sich ein Staudenbetrieb die Zeit seine Pflanzen auf herkömmliche Art und Weise zu teilen und zu vermehren, ist er gegenüber der Hochtempo-Produktion von Meristem und Nährlösung, Zellkultur und globaler Produktion im Nachteil. Das merke selbst ich, wenn ich mit meinen nach 3-4 Jahren erstmals blühenden Helleborus orientalis in der kleinen Gärtnerei um die Ecke auftauche. Dort ist neuerdings ein global anbietender Pflanzenproduzent mit blühenden Helleborus schon seit Mitte November vertreten – letzten Montag noch als Zelle im Reagenzglas, heute schon saftig im 50:50 Gemisch aus Torf und Blaukorn. Für 2,95 € Da guckt man dumm, hält eifernd einen Vortrag über wahre Stauden und muss einsehen, dass die kleine, ruhige Nische selbstbestimmten Lebens noch etwas kleiner geworden ist.

Der Druck auf kleine Betriebe durch riesige globale Konkurrenten wächst. Saatgut für Stauden, Gemüse und Einjährige wird heute billiger in Chile und China geerntet und die Vermehrung von Stauden findet in Costa Rica oder auf den Philippinen statt. Gleichzeitig steigt die Zahl der durch Copyrights geschützten Stauden-Neuzüchtungen. Das bedeutet, dass immer mehr Pflanzen nur gegen die Zahlung von Gebühren vermehrt werden dürfen. Das Erlangen dieser „Patente“ auf neue Stauden ist sehr aufwendig und teuer und nur von Groß-Gärtnereien zu finanzieren.

Die Schwierigkeiten der kleinen Staudenproduzenten trifft auch Staudenplaner wie mich. Denn wenige große Anbieter von Pflanzen bedeutet auch weniger Stauden-Vielfalt, die dem Gestalter zur Verfügung steht. Massenproduktion ist das Ende der Differenzierung. Kann ich jetzt noch aus 50 verschiedener Phloxe in unterschiedlichen Rosatönen, Blütezeiten und Wuchshöhen aussuchen, gibt's dann eben von Flensburg bis zum Watzmann nur noch „Phlox, rosa“. Ob der in Flensburg auch so wächst wie am Watzmann, ist dem Produzenten dieser Buntbilder mit beigefügter Pflanze herzlich egal. Hier ist akut ein Stück Gartenkultur mit seinen regionalen Angeboten und Besonderheiten bedroht.

Die Staudengärtner, die ich kenne, sind Menschen, für die ihre Pflanzen weit mehr sind, als nur eine Ware, die möglichst effizient, billig und schnell in den Markt gedrückt werden soll. Und da genau liegt unser Problem.

Auf die Frage, worauf sie beim Kauf von Lebensmitteln achten, antworteten 60% der Deutschen, dass sie Preis vor Qualität wählten. Mahlzeit. Möchten wir uns wirklich vorstellen wie die Prozentsätze aussehen würden, wenn man die gleiche Frage zum Thema Stauden gestellt hätte?

Die Billigheimers die bei PennyObiLidlAldi kaufen, sind ein gewaltiger Markt und für „langsame“ Gärtner und Planer verloren. Der bei diesen Käufern verinnerlichte moderne Warencharakter lässt Stauden zum reinen Wegwerfprodukt werden. Ob einjährig, mehrjährig oder Gehölz ist in solchen Gärten völlig Wurscht und unter welchen Bedingungen eine Pflanze erzeugt wurde, ist ebenso egal. Hauptsache der Preis stimmt. Der emotionale Bezug zu Garten und Pflanze ist nahezu null. Ob Blümchen, Handy oder DVD-Player: schnellere, billigere Produktion erlaubt schnelleren, billigeren Ersatz. Diese Gartenbesitzer trifft man nicht auf Pflanzenmärkten oder in der Gartenabteilung des Buchladens, denn dafür ist ihm sein Hausbegleitgrün einfach zu unbedeutend.

Das unterscheidet ihn fundamental von einer anderen wichtigen Gattung von Gartenbesitzern. Garten spielt für ihn eine ausgesprochen große Rolle, die allerdings sehr kompliziert und vielschichtig ist. Um ihn zu verstehen, ist vielleicht wieder der Blick in die Küche hilfreich.

Spiegel-Autor Ullrich Fichtner hat in seinem Buch über die Esskultur in Deutschland auch über die Rolle der Fernsehköche in Deutschland nachgedacht und kommt dabei zu dem Schluss: Fernsehköche haben nichts mit realem Kochen zu tun. Kein Zuschauer fordert ihre angebotenen Rezepte an, kein einziges Gericht wird in Deutschland mehr oder genussvoller wegen all der Lafers und Bioleks gekocht. Der moderne Deutsche kocht und isst in einem Tempo, als wäre er auf der Flucht. Woran sich die Zuschauer hingegen bei den köchelnden Stars erfreuen, ist deren Hingabe an ein altehrwürdiges Handwerk, der liebevolle und zeit-

aufwändige Umgang mit dem Material, der schön gedeckte Tisch an dem die gemeinsame Mahlzeit zelebriert wird. Wenn es richtig ist, dass die Küche in unserer Gefühlswelt noch immer mit kochenden Müttern und Geborgenheit verbunden wird, dann besetzt das Fernsehen hier eine emotionale Lücke. Die Show der Fernsehköche, so Fichtner, wird in einer „Gesellschaft der kulinarischen Analphabeten zum Surrogat“ zum „substanziellen Ersatz für entschwundene Freuden und nicht mehr befriedigte Bedürfnisse“. Der bestaunte Fernsehkoch als „Phantomschmerz einer Gesellschaft“, die sich eben zu dieser hingebungsvollen, langsamen und gepflegten Esskultur nicht mehr in der Lage sieht.

Diese Beobachtungen auf die Gartenwelt zu übertragen, heißt das: Je mehr Handy die Realität, desto rosenbogiger der Gartentraum. Kommen Gärtner und Garten als nostalgisch verklärte Relikte einer vorindustriellen Zeit daher, angetan mit Strohhut und Schürze, voll mit Wissen, das Opa noch wusste, werden sie vom Publikum geschätzt. „Da haben Sie aber einen schönen Beruf“ lautet stets der leicht träumerisch vorgetragene Spruch - gedanklich leider oft ergänzt durch „und dafür wollen Sie auch noch Geld?“

Es scheint, als müsste der Satz von Terence Conran richtig lauten: In Küche und Garten manifestiert sich die Sehnsucht des 21. Jahrhunderts. Der Sehnsucht nach Zeit. Denn stets wird der Garten als Ort der Entschleunigung, als Oase der Ruhe beschrieben und herbeigesehnt. Im Gegensatz zu den immer schnelleren Anforderungen von Notebooks und globalisierter Kommunikation, wird der Takt im Garten nach wie vor von den Jahreszeiten bestimmt. Dieser „ewige“ und ruhige Rhythmus der Natur und die damit verbundene gärtnerische Tätigkeit, versprechen einen Ort, an dem die Zeit stehenzubleiben scheint. Wer stets und ständig damit rechnen muss, morgen seine Welt komplett anders vorzufinden, wer stets vor einer Zukunft Angst haben muss, in der all seine Erfahrungen wertlos sind, für den bedeutet die Welt des Gartens Verlässlichkeit und Kontinuität. Geliebte, ersehnte, ewig gleiche

Gartenwelt: voll alter Rosen (viele Kunden reagieren enttäuscht, wenn sie hören, dass die von ihnen so geschätzten David Austin Rosen keineswegs alt sind), weiser Gärtner mit überliefertem Wissen und altem, zentnerschweren Gartengeräten, mit Heilkräutern aus ferneren Zeiten und verwitterten Klostermauern.

Nicht umsonst gibt es einen erfolgreichen Edel-Versandhandel namens Manufactum. Sein Motto lautet: „Es gibt sie noch, die guten Dinge.“ Damit sind z.B. Telefonapparate aus Bakelit gemeint. Diese Hohepriester des elitären Antimodernismus verkaufen natürlich auch putzigen Gartenkrams und Pflanzen. Alte Rosen, alte Paeonien, alte Obstsorten. Eine kleine Geschichte des Mehltaus der letzten 200 Jahre. Was die Kunden hier erwerben ist kein Gegenstand sondern ein Versprechen: Es gibt sie noch, die gute alte Zeit. Und mit ihr vermeintlich ewige Werte und Traditionen.

Die Beliebtheit alter Werkzeuge, wackelige Holzbänke oder rumpliger Gartenwege erklärt sich auch aus dem Reiz des Unvollkommenen und des Nicht-Genormten, das die Kunden

mit Handarbeit verbinden. Die Versuche von Staudengärtnern, durch gezielte Züchtung die Eigenschaften von Pflanzen zu verbessern, wird nach meiner Erfahrung von vielen Kunden seltsamerweise gar nicht geschätzt. Die Gleichsetzung von Züchtung mit Gentechnik ist nicht weit und Vokabeln wie Verbesserung oder Optimierung gehören nach ihrem Verständnis in den Dunstkreis seelenloser Ökonomie - „Wir wissen, dass unser Storchnabel immer umfällt und öde aussieht. Aber hier darf er das!“ Dem ständigen Optimierungsdruck im Alltag ausgesetzt, soll der Garten ein Hort des Nicht-Angepassten und der liebevollen Schlamperei bleiben.

Die Versuche, den Garten als Bastion der Entschleunigung in einer als immer hektischer und leerer empfundenen Umwelt zu nutzen, sind teilweise äußerst widersprüchlich. Um Ruhe zu finden, wird der Garten mit rasender Geschwindigkeit den gerade angesagten modischen Trends angepasst. Gestern Cottage, heute Zen. Besser noch beides gemixt. Garten ist hier nur die immer schneller wechselnde Kulisse für Menschen, die in ihrem Leben zwar Schnelligkeit, Effizienz, Mobilität und Flexibilität als die ihre Realität bestimmende Werten akzeptiert haben, sich damit aber zunehmend überfordert fühlen.

Erlebt der von Zeitnot gequälte Mensch erstmals, was er sich so gewünscht hat, nämlich das entschleunigte Tempo der Natur, führt das manchmal zu kuriosen Forderungen an den Gärtner. Der wird zwei Wochen nach der Pflanzung im Mai herbei zitiert und gefragt, warum die Pflanze (*Helianthus salicifolius*) noch immer nicht die versprochene Größe von 2 Metern habe. Menschen, die es gewohnt sind, Dinge per Mausclick großzuziehen, haben mit dem seltsamen Gebaren von Pflanzen so ihre Probleme.

So wird Gärtnern (Bodenkontakt mit den Händen) langsam abgelöst durch Gardening (Umblättern eines Gartenmagazins). Das wird auf Gartenmärkten anschaulich, wo die ausstellenden Gärtner immer mehr durch die Aussteller von Gartenaccessoires, Dekorationen und sonstigem Schnickschnack ersetzt werden. Denn Deco verspricht umgehend und umstandslos Befriedigung. Das ist mit Pflanzen anders. Ständig muss hier irgendwas getan werden, ständig muss aufgepasst oder geguckt werden. Stauden entwickeln ein unkontrolliertes Eigenleben, das zwischen den beiden gleichermaßen grauenvollen Polen „Wuchern“ und „Mickern“ oszilliert. Und das Ergebnis dieser gärtnerischen Bemühungen sagt unserem Gartenbesitzer täglich: „Du hast es nicht geschafft. Du hast es wieder nicht hingekriegt, dir die Zeit zu nehmen, diese 50 Quadratmeter gedachten Paradieses am Leben zu erhalten.“ Was übrig bleibt, ist ein schlechtes Gewissen und Frustration.

Wer sich erst langwierig mit den Ansprüchen und Bedürfnissen seiner Schützlinge auseinandersetzen muss, wer gleichzeitig einfachste Tätigkeiten im Garten wie Umgraben erst erlernen muss, für den bedeuten Pflanzen nur eine Belastung des ohnehin knappen Zeitbudgets. Um in der Sprache der Ökonomie zu bleiben: Um einen Garten fühlen, erleben und sehen zu können, sind erst gewaltige Investitionen an Zeit erforderlich. Die volle Rendite erfolgt zum Teil erst mit erheblicher Verzögerung.

Diese Zeitspanne zwischen Arbeit und Belohnung ist für heutiges Empfinden zu lang. Die Soziologie spricht von der „Erlebnisverdichtung“ in der Moderne, d.h. auf jeden Aufwand folgt der unmittelbare Kick der Befriedigung. Und das in immer kürzeren Abständen und in immer schnellerem Tempo.

Der Wunsch, sich dieses stets rasanter drehenden Rades zu entziehen, ist da. Er manifestiert sich in dem Wunsch nach Orten der Entschleunigung. Küche und Garten werden als solche Räume des Bewährten, des „wahren“ Lebens abseits des real gelebten, gedacht.

Der Wunsch bleibt Wunsch, denn zu seiner Realisierung fehlt den meisten Menschen die Kraft und die Zeit, sich Zeit zu nehmen. Es bleiben nur kurze Zwischenstopps auf Inseln der Langsamkeit, wie z. B. den immer beliebter werdenden Wochenend-Seminaren hinter Klostermauern zu Themen wie „Zeitmanagement“ oder „Ruhe finden“. Paradoxe Weise werden solche Aufenthalte häufig nur als neuestes Mittel verstanden, um noch reibungsloser und effizienter im Alltag zu funktionieren.

Erscheint der Wunsch aber nicht realisierbar, bleibt immer noch der Ersatz. Statt echtem Kochen lieber die Kochsendung, statt echter Pflanzen mit der Zumutung brauner Stängel doch lieber „Sissinghurst“ aus dem DuMont-Verlag.

Das ist grüner Boom und grünes Elend.

Und ich hoffe doch sehr, dass ich damit komplett falsch liege.

Geschrieben für die Gesellschaft zur Förderung der Gartenkultur

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Aloha!

Was halten Sie für mutig? Ich verstehe unter mutig, wenn ein Student aus Ghana in Mecklenburg-Vorpommern seinen Campingurlaub plant. Oder jemand in einer chinesischen Elektronik-Firma einen Betriebsrat gründen möchte. Das nenne ich mutig. Wenn aber deutsche Behördenvertreter das Wort mutig benutzen, ist Vorsicht geboten. Höchste Alarmstufe gilt, wenn sie dann noch Begriffe wie „Akzente setzen“, „spannend“ oder „aufregend“ verwenden.

So ist zum Beispiel die Elbphilharmonie in Hamburg ein unglaublich spannendes, aufregendes Projekt, das Akzente setzt. Und mutig ist es ganz sicher. Es ist extrem mutig, über 500 Millionen Euro, die einem nicht gehören, für Unfug zu verpulvern und genau zu wissen, dass man dafür nie und nimmer zur Verantwortung gezogen wird.

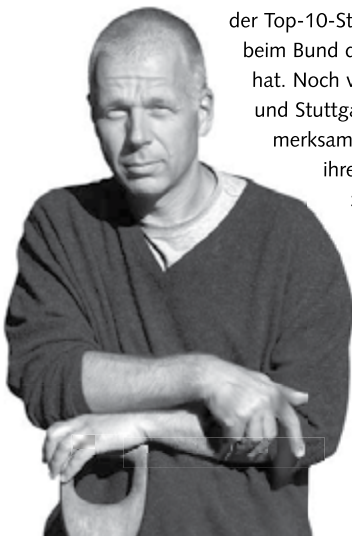
Die Behörden im Hamburger Stadtteil Rahlstedt waren kürzlich mal wieder ganz besonders mutig und haben einen wichtigen Akzent gesetzt. In meiner ansonsten wunderbaren Heimatstadt Hamburg ist Rahlstedt ein überwältigend öder Stadtteil. Und damit das so bleibt, hat der Bezirk auf einem völlig trostlosen Platz zwölf Hanfpalmen gepflanzt. Aloha! Wegen des tropisch-mediterranen Flairs und so. Und um mal etwas anderes zu machen, wie der zuständige Behördenvertreter erklärt. „Etwas, was man dort so nicht erwartet“, wie er hinzufügt. Etwas, was die Behörde auch nicht erwartet hatte, war der Hamburger Winter, und so wiegten im Jahr darauf zwölf tote Palmen ihre braunen Wedel im lauen Hamburger Frühlingwind. Ahoi!

Die Bürger des Stadtteils reagierten, wie nicht anders zu erwarten, spießig und undankbar. Sie nörgelten kleinlich über die 15 000 Euro, die diese mutige und spannende Installation im öffentlichen Raum gekostet hatte. Sie fanden die toten Palmen hässlich, ohne zu realisieren, dass die Pflanzen in diesem Zustand perfekt zu der sie umgebenden urbanen Landschaft passten.

Die eigentliche Leistung der Behörde ist aber die Tatsache, dass Rahlstedt es mit nur 15 000 € auf Platz 6 der Top-10-Steuerverschwender-Charts beim Bund der Steuerzahler geschafft hat. Noch vor dem Berliner Flughafen und Stuttgart 21! Bundesweite Aufmerksamkeit, die die Rahlstedter nur ihrem mutigen Bezirksamtchef zu verdanken haben.

So setzt man Akzente!
Aloha und Ahoi!

Jörg Pfenningsschmidt,
Gartenplaner in Hamburg
(Foto: Thomas Raupach)



Das heilige Grün

Ich bin kein Freund von Rasen. Rasen ist überflüssig und frisst nur den Platz, den man für richtige Staudenpflanzungen verwenden könnte. Gräser in Massen finde ich zwar toll, aber deren Bonsai-Ausführung ist nicht meine Sache. In den Gärten der Kunden ist Rasen allerdings heilige Pflicht. Wegen der Kinder. Wegen des Hundes. Wegen Federball. Und obwohl meine Abneigung gegen gemähtes Gras bekannt ist, werde ich häufig gefragt, was man denn machen könne, um den Rasen mal so richtig auf Vordermann zu bringen. Dabei deutet der Kunde auf eine Moosfläche mit Gänseblümchen, Klee und Solitär-Gräsern. Ich antworte nach bestem Wissen und Gewissen, dass 14-tägiges Vertikutieren, Ärfizieren, Inspizieren, Kontrollieren, Infizieren, Reparieren und Mumifizieren für den Anfang reicht. Dreimal in der Woche sollte der Rasen gedüngt, gewässert, gestäbt, geschnitten, gelegt und geföhnt werden. Wenn Kinder und Haustiere den Rasen nutzen, natürlich entsprechend häufiger. Federball-Rasen ist ein Pflege Thema für sich. Nach diesen Informationen ist beim Kunden in der Regel das kurze Feuer der Rasenpflege erloschen und das Moos bleibt, wo es war, und wird weiterhin als Rasen bezeichnet. Woher die absurde Vorstellung stammt, dass Rasen der pflegeleichteste Teil eines Gartens sei, weiß ich nicht. Ich habe schon als Kind in „Asterix bei den Briten“, Seite 18, gelernt, dass gepflegter Rasen etwas für schrullige Menschen ist, die sonst keine Hobbys haben.

Trotzdem ist für den normalen Gartenbesitzer ein Garten ohne Rasen nicht vorstellbar. Er nimmt dabei eine Sonderstellung ein. Im Gegensatz zu Bäumen, Sträuchern, Unkraut und Stauden wird Rasen als Hybridzustand zwischen unbelebter Materie (Teppich) und dem belebten Grün (Gras) angesehen. Rasen ist irgendwas dazwischen und kann deshalb auch ausgerollt und betreten werden. Und zwar sofort. Ich habe neulich auf einem Neubau-Grundstück die Verlegung des Rollrasens erlebt und schon am nächsten Tag den Kin-

dergeburtstag mit Hüpfburg und Stelzenlaufen (!) auf genau diesem frischen Rollrasen. Das hat mir gefallen. Denn meine Einstellung zum Rasen wird am besten durch einen Ausspruch des ehemaligen Bundesligaspielers Rolf Rüssmann charakterisiert: „Wenn wir hier schon nicht gewinnen, treten wir ihnen wenigstens den Rasen kaputt.“



Jörg Pfenningschmidt,
Gartenplaner in Hamburg
(Foto: Thomas Raupach)

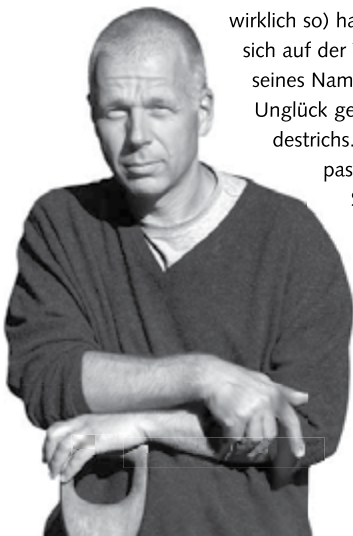
Die Besorgten

Die Kinder waren gerade aus der Kita abgeholt worden, die Mütter standen noch zusammen und unterhielten sich über dies und das, als ein Kind von seiner Mutter dabei beobachtet wurde, wie es ein Stück vertrockneten Hundekot in die Hand nahm und damit spielte. Sie sagt daraufhin: „Ne, bitte nicht, Linus, leg das mal wieder hin. Das ist doch belastet.“ Genau, die enorme Kontamination mit Schwermetallen und polychlorierten Biphenylen macht Hundescheiße problematisch. Nicht etwa der Gestank. Es war absurd.

Wer heute einen Garten für eine Familie mit kleinen Kindern anlegt, muss bei der Beratung viele, viele Extra-Stunden einplanen, um die elterliche Panik vor Wasser (= Ertrinken), Dornen (= Blutvergiftung), Giftpflanzen (= qualvoller Tod), Insekten (= allergischer Schock) und anderen Widrigkeiten der Natur (= Neurodermitis) einzudämmen. Zwar soll der Garten ein Erlebnisraum sein, aber wehe das Erleben hat eine negative Seite. Brennnesseln sind gut für die heimischen Schmetterlinge, aber gibt's die auch nicht brennend? Anna-Lena wurde von einer Biene in den Fuß gestochen, wie bekommen wir jetzt den Klee aus dem Rasen? Was sagen Sie einer Mutter, die besorgt zu bedenken gibt, dass ihr Jüngster bestimmt in die Eisenhut-Wurzel beißt wie in eine Bratwurst? Tja, die Evolution räumt halt immer die Richtigen ab?

Was ist da los? Bienen und Eisenhut sind doch nicht kürzlich gefährlicher geworden. Aber wir stehen einer Welt gegenüber, die uns beherrscht statt umgekehrt und die wir als immer unsicherer empfinden. Da sollen wenigstens im privaten Umfeld alle vermeintlichen Gefahren gebannt werden. Auch wenn man dadurch verhindert, dass nötige und wichtige Erfahrungen gemacht werden.

Zum Glück sorgt diese besondere elterliche Vorsorge manchmal auch für recht vernünftige Ergebnisse. Keanu-Johannes (das ist kein Scherz, das Kind heißt wirklich so) hatte einen Unfall. Er hatte sich auf der Waldorfschule beim Tanzen seines Namens den Fuß verstaucht. Das Unglück geschah beim Tanzen des Bindestrichs. Damit das nicht noch mal passiert, baten seine Eltern die Schule daraufhin, ihn künftig nur noch Jan zu nennen.



Jörg Pfenningschmidt,
Gartenplaner in Hamburg
(Foto: Thomas Raupach)

Ich und die Hopis

Ich habe kürzlich ein Buch in der Hand gehabt, in dem gärtnernde Menschen sich mit ihrer Dreiblattspiere unterhalten und diese ihnen dann erzählt, sie käme aus Atlantis. Ich finde, dass die Zahl der merkwürdigen Menschen steigt. Ich soll mir den Garten von Karin beratend ansehen. Sie kennt meine Texte und meint: „Du bist der richtige Mensch für die Umgestaltung meines kleinen, wilden Paradieses.“ Karin bittet mich, sie Kuwanyauma zu nennen. Karin wäre ihr Name für die Steuer, aber Kuwanyauma wäre ihr richtiger Name, den man ihr vor Jahrhunderten gegeben hätte. Bei den Hopi-Indianern. Denn eigentlich wäre sie eine Hopi und nur durch einen Fehler in Hamburg als Deutschlehrerin gelandet. Bis heute spielt das Schicksal den Indianern grausame Streiche. Karin-Kuwanyauma sagt, ich soll den Garten erfüllen. Er hätte sehr starke energetische Schwingungen und nur ich wäre in der Lage, diese von den Erdgeistern zu erfahren. Diese Fähigkeit spräche aus meinen Texten über die Blumen. Als Autor, der seine kleinen Aufsätze mutig in die weite Welt hinausschickt, weiß man ja nie, was ihnen passiert und wer ihnen begegnet. Aber man muss wohl mit allem rechnen.

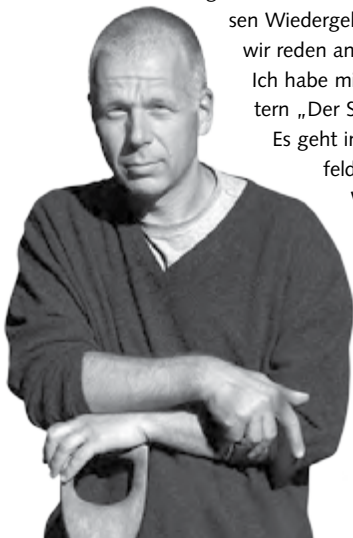
Karin-Kuwanyaumas Garten entsprach gar nicht dem, was ich mir laienhaft unter einem Hopi-Garten vorgestellt hatte. Es kann natürlich sein, dass Giersch und Quecke eine tiefe Bedeutung in der Mythologie der Indianer haben. Welche feinstoffliche Qualität eine Hollywoodschaukel ohne Sitzbank, 100 Plastiktöpfe mit verstorbenen Pflanzen und eine Sammlung von Fahrradwracks haben, kann ich ehrlich gesagt nicht beurteilen. Es sah hier genauso aus, wie ich es mal in einem deprimierenden Film über deprimierte Indianer in einem Reservat gesehen habe.

Ich halte Karin-Kuwanyauma einen Vortrag über Lebensbereiche nach Hansen und Stahl und gebe einen Zwischenstand der Strategietypen-Theorien in der Staudenverwendung. Karin-Kuwanyauma hält mir einen Vortrag über Erd-

geister und den derzeitigen Stand ihrer diversen Wiedergeburten. Ich habe das Gefühl, wir reden aneinander vorbei.

Ich habe mir an dem Abend den Western „Der Schwarze Falke“ angesehen.

Es geht in dem Film um den Rachezug eines Cowboys (John Wayne) gegen die Indianer. Zum ersten Mal habe ich John Wayne verstanden.



Jörg Pfenningschmidt,
Gartenplaner in Hamburg
(Foto: Thomas Raupach)

Mein schöner Beruf

Ich habe neulich im Radio gehört, dass sich ein Australier darüber gewundert hat, dass die Deutschen, wenn sie Menschen kennenlernen – zum Beispiel auf einer Party – ihr Gegenüber umgehend nach dem Beruf fragen. Ich kann diese Beobachtung nur bestätigen und füge hinzu: Ich bin Sachbearbeiter bei einer Versicherung. Jedenfalls dann, wenn ich auf eine Party bei fremden Menschen gehe. Diese Lüge ist eine reine Schutzbehauptung. Denn die Erfahrung zeigt, dass, wenn ich auf die Frage nach meinem Beruf „Gärtner“ geantwortet habe, ich in kürzester Zeit in den Garten gebeten werde. Hier soll ich dann das grüne Grauen nett kommentieren und etwas zum Schnitt von Magnolien, blätterrieselndem Buchs und Mitteln gegen Giersch erzählen. Findet die Party in einer Wohnung statt, wird mir eine Palme präsentiert. Ich glaube es ist eine Palme, denn ich habe von Zimmerpflanzen so viel Ahnung wie ein Hochseefischer von Silberfischchen. Trotzdem wird von mir verlangt, etwas zu retten, das bereits vor Jahren bei Ikea tot im Regal stand. Ich greife dann tief in den Fundus des gärtnerischen Fachwissens und gebe Tipps wie „Sollte man mal gießen“. Oder staubwischen. Oder weniger Wasser geben. Nein, wenn es sich irgendwie vermeiden lässt, gebe ich auf Festlichkeiten dieser Art nicht bekannt, was ich beruflich mache. Das sollen, so habe ich gehört, Ärzte genauso machen. Denen werden sofort mysteriöse Symptome geschildert und fremde Menschen entkleiden sich ungefragt am kalten Buffet, um nässende Stellen am Rücken zu zeigen. Verfahrenstechniker oder Hauptabteilungsleiter in der Lohnbuchhaltung hingegen können völlig ungestört Essen, Drogen und Musik genießen, ohne von ihrer Arbeit erzählen zu müssen. Wobei ich feststelle, dass der Beruf des Gärtners durchaus beliebt ist. Immer an der frischen Luft und so. Und Erde, Pflanzen und Tiere und so. Gärtner wären sie auch gerne geworden, erzählen mir dann die Hedgefond-Manager und Rechtsanwälte. Kann ich mir denken. Das sind ja auch recht wesensverwandte Berufe. Und was machen Sie im Winter, werde ich dann gefragt, denn da gibt's ja keine

Blümchen? Statt damit zu prahlen, für eine ihnen unbekanntes Gartenzeitschrift die Kolumne zu schreiben, antworte ich: „Ich arbeite im Winter in Neufundland als Robbenschläger. Immer frische Luft und viel Natur um mich herum.“ Jetzt kann ich endlich ungestört ans kalte Buffet.



Jörg Pfenningschmidt,
Gartenplaner in Hamburg
(Foto: Thomas Raupach)

Muh Muh Mulchen

Mulchen ist gut. Mulchen fördert das Bodenleben, unterdrückt das Unkraut und reguliert den Feuchtigkeitshaushalt des Bodens. Das wissen wir natürlich alles längst. Wir sind ja auch schlau und informiert und lesen die „Gartenpraxis“. Umso erstaunlicher ist die Tatsache, dass bei vielen meiner Kunden noch die Ästhetik der blanken Scholle regiert. Nur ein schwarzer Boden ist ein guter Boden. Und wenn man sie ließe, würden sie ihn täglich von Unrat und Belag freikärchern.

Also halte ich Vorträge über den Sinn des Mulchens. Bete immer den gleichen Text herunter über das Wunder der Bodenbelebung und preise alles was da Mulch heißt. Erzähle von Kies und Splitt, lobe das Laub, schwärme von sanfter Moosabdeckung und den unverzichtbaren Vorzügen des Rindenmulchs.

Vor einigen Jahren nun, es war während der BSE-Krise, habe ich meinen Mulch-Vortrag wohl etwas zu routiniert runtergeruschelt und hatte es plötzlich mit einer völlig entsetzten Kundin zu tun, die fast kollabierte. Woher denn der Mulch käme, wollte sie wissen, und das wäre ja grauenvoll und igitt! Und überhaupt: welche Gefahr für die Kinder und das ginge ja wohl gar nicht... Es hat bei mir etwas gedauert, bis ich begriffen habe, was der Anlass für die Panikattacke war. Sie hatte statt Rindenmulch Rindermulch verstanden. Durchgedrehtes britisches Viehzeug, fein gehäckselt und in Säcken verpackt als fertiges Abdeckmaterial im Familiengarten. Muh.

Aber auch andere Materialien der gepflegten Beetabdeckung können zu Irritationen führen. Wie in diesem Heft beschrieben, schätze ich Moos als Mulchmaterial außerordentlich. So habe ich vor Jahren einmal einen Vorgarten angelegt, der in seinen Schattenpflanzungen mit Moos und in den sonnig-trockenen Teilen mit Kies abgedeckt war.

Nach Abschluss der Arbeiten stehe ich noch mit dem Kunden zusammen und erzähle ihm ganz beiläufig, dass man an diesem Garten erkennen könne, was der Besitzer beruflich macht. „Wieso?“, fragte der Kunde.

„Jede Menge Kies und Moos“, antwortete ich, „da weiß doch jeder, hier wohnt ein Wirtschaftsprüfer.“ Er fand das gar nicht witzig.



Jörg Pfenningschmidt,
Gartenplaner in Hamburg
(Foto: Thomas Raupach)

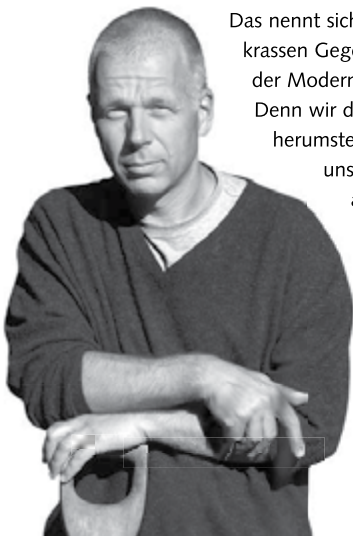
Outdoor Living

Seit fünfzig Jahren gibt es in meiner Nähe einen Laden für Gartenbedarf. In dritter Generation. Ich nenne ihn jetzt mal Dieter Meier Gartenbedarf. Dort gab es nützliche und schöne Dinge wie Taubenfutter, Düngemittel, Rattengift und Bambusstäbe. Wenn man reinkam, roch es nach Saatgut und Hornspäne. Der Ton war rau, aber herzlich, und an der Warenausgabe wurde man als guter Kunde liebevoll mit den – im Hamburger Dialekt zu sprechenden – Worten begrüßt: „Was willst du denn schon wieder hier? Du kannst dir dein Bentonit auch alleine ins Auddo packen, weissu. Ich sau mir doch am Freidachnadmiddach nich noch die Jagge voll mit den Scheiss.“

Vor zwei Jahren hat der Laden einen Relaunch erfahren. Ja, ich weiß, das Wort ist grausig und keiner weiß genau, was es bedeutet. Aber in diesem Zusammenhang ist es das derzeit einzig gültige Wort. Denn aus Dieter Meier Gartenbedarf wurde Meier Outdoor Living. Betritt man den Laden jetzt, riecht es nach Duftpotpourri „English Summer Dream“. Oder dem, was ein Duft-Designer sich unter einem English Summer vorstellt. Dazu gibt es entweder Vogelgeräusche vom Band oder aber Lounge-Music. Das Warenangebot ist den Wünschen der Kunden angepasst worden. Kein Taubenfutter, kein Stroh, kein Saatgut und keine Bambusstäbe mehr. Bentonit und Düngemittel wird es nicht mehr lange geben. Ich kann jetzt allerdings einen rosa Hirsch kaufen bei Meier Outdoor Living. Der ist knapp lebensgroß, aus Kunstharz und mit Glitzersteinchen belegt. Für 2900€. Ob es das ganze Rudel günstiger gibt, weiß ich nicht. Echt originell. Oder einen Buddha aus Vietnam, als Gartenzwerg für Sinn-suchende. Oder eine tibetanische Steinlampe. Oder eine Riesen-Vase aus blauem Stein aus Brasilien. Lauter nützliche Dinge, die kleine Kinderhände halt so herstellen können. Gartenbesitzer hingegen, die das Gefühl haben, ihrem Dasein fehle es an Authentizität und gelebter Geschichte, können brandneue rostige Gartengeräte oder Möbel kaufen, an denen kunstvoll der frische Lack abblättert.

Das nennt sich Chabby-Chic und steht im krassen Gegensatz zu den Ansprüchen der Moderne an unser aller Leben.

Denn wir dürfen nicht in der Gegend herumstehen und in aller Ruhe vor uns hinrosten, und uns findet auch keiner chic, wenn irgendwann der Lack abblättert.



Jörg Pfenningschmidt,
Gartenplaner in Hamburg
(Foto: Thomas Raupach)

Outdoor Living (Teil II)

Ich habe kürzlich an dieser Stelle über die Metamorphose von Dieter Meier Gartenbedarf in Meier. Outdoor Living. berichtet.

Ein solcher Bericht wäre allerdings unvollständig ohne das Wort Event. Event ist wichtig, denn Event macht den Garten erst zum Erlebnis-Raum. Zum Beispiel beim Grillen. Das ist ein Mega-Event – vorzugsweise für Männer. Erst kauft Mann einen hochpreisigen Lavagrill und belegt anschließend Abendkurse für ein Event-Grillen bei Meier. Outdoor Living. Dazu kommt ein Grill-Guru aus Süddeutschland und zeigt den Porschefahrern, wie man eine Wurst wendet. Das ist zwar recht kostspielig, aber wir lernen dabei immerhin, das alte Wort „angebrannt“ durch den Ausdruck „das Fleisch entwickelt rauchige Röstaromen“ zu ersetzen.

Hauptverkaufstag bei Meier. Outdoor Living. ist der Samstag. Was sie (die Kundin) im Laufe der Woche ausgesucht hat, wird ihm (ihrem Mann) dann präsentiert. Er setzt sich hin und sagt „Ja, ja“ und „Hmm“. Es geht bei diesem Einkauf schließlich nicht um einen Grill oder einen Aufsitz-Rasenmäher, sondern die wetterfeste Lounge-Kombination „Modena“ in Anthrazit. Dazu gibt es Prosecco oder Latte Macchiato. Ohne Getränk kein Verkauf. Während sie die Farben nachjustiert, scannt er mit seinem Handy die Artikelnummer, lässt die durch ein Internet-Vergleichsportal laufen und sagt dann zu dem Verkäufer: „Hömma, du kommst mir preislich aber mal entgegen. Ich seh das Ding hier glatt für 500 Ocken günstiger.“ Das kam in der Zielgruppe für Taubenfutter so bisher nicht vor.

Obwohl Meier. Outdoor Living. keine Pflanzen anbietet, spielen sie in den Gärten der Kunden eine wichtige Rolle. Rollrasen zum Beispiel ist wichtig als Bodenbelag für den Grillplatz und es gibt auch jede Menge tolle, formschöne Kübel, die mit irgendwas bepflanzt werden wollen. Rosen wären schon toll. Aber die gehen immer ein. Ahorn wäre auch toll. Aber der geht ja auch immer ein. Mit Hortensien

hatten wir auch immer Pech. So rein preisleistungsverhältnismäßig spricht eigentlich alles gegen die Pflanze. Erinnern Sie sich noch an den tollen rosa Hirsch aus Kunstharz? Der mit den Glitzersteinen? Mit dem rosa Hirsch hatten wir nie Pech. Haben sie den auch in Blau?



Jörg Pfenningschmidt,
Gartenplaner in Hamburg
(Foto: Thomas Raupach)

Win-Win

Kurz vor Weihnachten habe ich bei uns im Supermarkt Erdbeeren aus Mosambik gesehen. Mensch, habe ich da gedacht, der globalisierte Handel ist schon was Dolles. In Mosambik ist im November Erdbeerzeit, alle haben sich sattgegessen und können die Erdbeeren nicht mehr sehen und dann wird der Überschuss an die Deutschen verkauft. Im Gegenzug schicken wir Dinge nach Mosambik, die wir nicht mehr brauchen. Landminen zum Beispiel. Das nennt man eine klassische Win-win-Situation.

Immer öfter aber spült der weltumspannende Handel Waren an Land, die wir nie bestellt haben. Die Wollige Napfschildlaus etwa. Oder die Kastanien-Miniermotte. Oder den Asiatischen Laubholzbockkäfer. Diese ekligen Herrschaften reisen unbemerkt – zum Beispiel als Füllmaterial für iPhones – ein, zerlegen dann hier die Wälder und sorgen für mediale Aufmerksamkeit. Das ist nun keine Win-win-Situation.

Aber als positiv denkender Mensch, eine Eigenschaft, die jedem Gärtner dringend empfohlen sei, kann man auch den global agierenden Widrigkeiten etwas Gutes abgewinnen. Man braucht nur etwas Fantasie. Zum Beispiel bei einer Pflanzplanung für einen Privatgarten in Hamburg:

Die Kundin will unbedingt eine Magnolie an eine Stelle gepflanzt haben, an der Magnolien nie und nimmer gedeihen. Sie ist kampfbereit, jedes noch so gute Argument wird an ihr abprallen. Magnolie muss sein. Also habe ich gesagt: „Ja, feine Idee mit der Magnolie. Wird bestimmt schön aussehen. Und das mit der Magnolien-Blattwespe kriegen sie auch in den Griff.“ Jetzt horcht ihr Mann, der mehr oder weniger uninteressiert von dem Blümchenkram weggedämert war, aber auf. „Was für eine Wespe?“ „Magnolien-Blattwespe. Die ist ganz neu. Aus China. In manchen Jahren zerfrisst sie halt die Blätter. Und die Blüten. Der Baum überlebt aber. Kein Problem.“ „Ne!“ – Jetzt wird er energisch. Blick zu seiner Frau: „Du, so was will ich hier nicht im Garten haben. Mit so Tieren da drin. Nachher wird noch der

Kleine gestochen.“ Das wars. Dank einer der Wissenschaft bislang völlig unbekanntem Spezies blieb der Garten hübsch und magnolienfrei. Die gefährliche Magnolien-Blattwespe flog zurück ins Reich der Fantasie und sogar die Landminen konnten bleiben, wo sie hingehören. Das ist die ultimative Win-win-Situation.



Jörg Pfenningsschmidt,
Gartenplaner in Hamburg
(Foto: Thomas Raupach)

Wir und das Tier

Neulich habe ich im Internet gelesen, dass jemand seinen von Läusen befallenen Buchsbaum geheilt hat, indem er Bilder dieser Läuse mit denen ihrer Fressfeinde in einer Bilddatei auf dem PC zusammenfügte. Daraufhin waren die echten Läuse so geschockt, dass sie flugs den Buchs verließen. Das Ganze heißt Radionik und hat, man ahnt es, mit Wellen und Energie zu tun. Auch wenn ich persönlich nicht ganz verstanden habe, wie das funktionieren soll, fand ich die Idee ganz putzig. Ich habe daraufhin ein Bild vom Bundesdatenschutzbeauftragten als Bildschirmschoner angelegt und hoffe jetzt Ruhe zu haben vor Spam, Viren und der NSA. Die Radionik-Menschen haben ausdrücklich darauf hingewiesen, dass es nicht darum ginge, die Läuse zu töten. Die Läuse sollten lediglich den Buchs in Ruhe lassen und verschwinden. Ich glaube, die Geschichte macht auch deutlich, dass sich unser Umgang mit dem Tier geändert hat. Sensibler, würde ich sagen. Mein Vater kannte noch die klare Trennung in gute, also essbare oder irgendwie nützliche Tierwelt und Kroppezeug. Kroppezeug war der nicht schmeckende Rest und hatte nichts Gutes zu erwarten. Deswegen hätte sich mein Vater sehr über das gewundert, was ich neulich auf einer Packung Rattengift lesen konnte: Ratten Power-Sticks. Diese Wortwahl nennt man Euphemismus oder Glimpfwort. Euphemismen sind nicht neu, was mich aber in diesem Fall verwirrte, war der unklare Adressat. Rattengift ist ein Produkt, bei dem Käufer und Endverbraucher nicht immer identisch sind. Der Endverbraucher, die Ratte, kann nicht lesen und braucht deshalb kein Glimpfwort. Und ich als Käufer möchte bitte nicht, dass meine Ratten nach dem Genuss von teurem Rattengift noch Power haben. Wahrscheinlich ist der Euphemismus für den sensiblen Käufer gedacht. Jemanden, der zwar Panik vor Ratten in seinem Garten hat (Beulenpest!), es gedanklich aber noch nicht bis zum Wort Kroppezeug geschafft hat. Der kauft dann „Power-Sticks“. Oder Wellness-Flocken für Freiland-Nager.

Es scheint allerdings Menschen zu geben, deren Verhältnis zum Tier noch sehr traditionell ist. Ein Kollege aus dem GaLaBau hat neulich in unserer Pizzeria die Pizza Tonno bestellt. Thunfisch habe sie nicht mehr, sagt die reizende Bedienung. Wegen der vielen Delfine. Ok, sagt der Kollege, dann nehme ich mit Delfin.



Jörg Pfenningsschmidt,
Gartenplaner in Hamburg
(Foto: Thomas Raupach)

gp_2014_05_082.indd 82